

Zusammenfassung Teil II

Der Blick zurück enthüllte bedeutungsvolle Diskontinuitäten, die das Gefühl des In-der-Welt-Seins ebenso wie Zugehörigkeiten im Kontext Vietnams und Deutschlands gestalteten und zerrissen. Der Blick zurück umfasste Erfahrungen, die auf komplexen, imwie expliziten, aktiven wie passiven Prozessen beruhten, die sprachlos machten, aber sich als körperliche Erinnerungen eingeschrieben haben. Zerrissenheit stellte eine geteilte Erfahrung dar. Diese Verbindung birgt einen protektiven Vorteil für ein Leben in der Fremde, denn sich neuformierende Zugehörigkeiten entwickelten sich über das Gefühl, als Teil einer Gruppe akzeptiert zu sein. Aus diesen Feststellungen leite ich nun drei Punkte ab, die sich aus der Retrospektive ergeben:

Erstens: Aus den verknüpften Perspektiven gehen geteilte Belastungserfahrungen hervor, die im Kontext von Krieg, Diskriminierung, Leid, Flucht und Dislokation entstanden. Die massiven Strukturveränderungen, Umbrüche und Unsicherheiten machten es nach der Rettung überlebenswichtig, im Alltag Halt zu finden. Die soziale Einheit übernahm traditionellerweise eine wichtige Orientierungs- und Regulierungsfunktion, doch die war zerrissen, entweder vor, auf oder nach der Flucht. Stabilität entstand über eine gemeinsame Sprache und geteilte Werte der relational-orientierten Gemeinschaft: Loyalität, die Beachtung von Seniorität und kindlicher Pietät, moralisches Verhalten, Pflichtbewusstsein, eine Aufmerksamkeit für soziale Harmonie sowie eine indirekte Kommunikationsform. Die Erfahrung der Flucht und des Überlebens formte eine verkörperte Zusammengehörigkeit.

Zweitens: Ich zeichnete mit der semantischen Verschiebung des Schweigens nach, wie der zeitgeschichtliche Kontext auf das menschliche Denken, Fühlen und Handeln einwirkte. Die Praxis des Schweigens reflektierte implizite Gefühlsregeln, de-/kodierte Emotionen und regulierte gefühlte Intensitäten. Aber im Zuge der gesellschaftspolitischen Umwälzungen verschob sich das Schweigen zu einer Protektionsform, um die soziale Ordnung zu erhalten. Nach dem Krieg wurden meine Gesprächspartner:innen zum Schweigen gebracht oder wählten das Schweigen zur Abgrenzung. Nach der Flucht gab es oftmals keine Worte für das, was erlebt wurde und zudem erschwerte eine Sprachbarriere, sich außerhalb der Erfahrungsgemeinschaft ausdrücken zu können. Es war wichtig, Ruhe in einer Phase der Orientierungslosigkeit zu fördern, den Fokus in die Zukunft zu richten und nicht an der Vergangenheit zu zerbrechen. Schweigen reflektiert hier also

im Sinne Aleida Assmanns (2016) eine konsensuale Entscheidung, weiterleben zu wollen, gemeinsame Werte zu festigen und eine soziale Ordnung zu bekräftigen. Es handelt sich um ein konstruktives Vergessen, eine Form der Resilienz. Dieses Schweigen weist auf die Notwendigkeit hin, vergessen zu müssen, um weiterzumachen, es definiert einen sozial konstruierten Raum und steckt die Grenzen zwischen dem Sagbaren und Nicht-Sagbaren ab (vgl. Winter 2010).

Das bringt mich zum dritten Punkt. Die sich neu konstituierende diasporische Gemeinschaft ging aus Momenten der Zerrissenheit, der Verlust- und Leiderfahrungen hervor. Die Gemeinschaft baute die Zusammengehörigkeit auf der geteilten Erfahrung der Rettung auf. Aber – und das ist analytisch bedeutsam – die Erinnerung an die Rettung weist auf einen räumlich-temporalen Bezugspunkt, der überwunden wurde. Nach dieser Interpretation schließt die Dankbarkeit für das zweite Leben die Chance auf einen Neubeginn ein genauso wie die Anerkennung der Leiderfahrung. Das zeichnet den Beginn einer emotional grundierten Gemeinschaft aus, in der der Ankunftserfahrung ein höherer gemeinschaftsstiftender Wert zufällt als der Flucht. Mit dem Blick auf die Dankbarkeit verweise ich auf einen graduellen Aushandlungsprozess des Ankommens. Dieser Prozess beruht auf einer aktiven Handlung; man erweist sich dankbar für etwas in der Vergangenheit Liegendes, für etwas Abgeschlossenes. Hier verweise ich auf ein weiteres strukturgebendes Element der Gemeinschaft, die Beachtung der sozialen Harmonie. Der Ausdruck der Dankbarkeit und die Anerkennung der Leiderfahrung markieren eine Grenze des Sagbaren, die sich bis in die Gegenwart zieht.

Die Quelle, aus der man trinkt, reflektiert eine Verortungsstrategie und eine gesellschaftlich anerkannte Umgangsform mit einer abgeschlossenen Vergangenheit. Oft erinnern Symbole an diese Aushandlung, beobachtete ich während der Forschung. Die Erinnerung an die *Cap Anamur*, das Sehen der Flagge der ehemaligen Republik Vietnams (gelber Grund mit drei roten Streifen) sowie das Singen der deutschen und vietnamesischen Nationalhymnen reproduzierten Emotionen (vgl. Svašek 2010: 874), in diesem Fall die der Dankbarkeit. Nach dem Berliner Mauerfall prallten unterschiedliche vietnamesische Lebens- und Gefühlswelten aufeinander und das forderte fragile, neuformierte Zugehörigkeiten heraus. Hoffnungen und Enttäuschungen, aber auch die Aushandlungen verkörperter Erinnerungen waren die Folge.

Das entstandene Dankbarkeitsnarrativ schaffte Distanz zur Vergangenheit, denn »das Leben heute ist besser als es in Vietnam war, hier gibt es Freiheit«, so hörte ich es wiederholt. Das legitimierte auch den indirekten, im Schweigen ruhenden Umgang mit den Fluchterfahrungen und kennzeichnete ein dauerhaftes Emotionsrepertoire. Somit reflektierte der Ausdruck der Dankbarkeit die zerrissenen Zugehörigkeiten – aber aus der Position derer, die sich dankbar erweisen können; das sind handlungsmächtige Akteur:innen. Das verschob den Fokus von dem empfundenen Leid und markierte notwendige Leerstellen. Deutlich wurde in diesem Teil, dass Erinnerungen mit Emotionen versetzt sind.